

Die *UM*
schreibung
eines
Lebens

 **münster**verlag

Roman
Thomas A. Herrig

Impressum

© 2026 Münster Verlag, Zürich

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert werden, insbesondere nicht als Nachdruck in Zeitschriften oder Zeitungen, im öffentlichen Vortrag, für Verfilmungen oder Dramatisierungen, als Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen oder in anderen elektronischen Formaten. Dies gilt auch für einzelne Bilder oder Textteile.

Autor: Thomas A. Herrig

Gestaltung Umschlag: Marius Schwiegk

Satz: Cedric Gruber

Lektorat: Sibylle Kappel (Unterwegs Verlag, Singen)

Fotos: Thomas A. Herrig

Druck und Einband: CPI books GmbH, Ulm

ISBN 978-3-907301-87-6

Printed in Germany

www.muensterverlag.ch

info@muensterverlag.ch



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

John von Duffel

Vorwort

Man könnte diese Geschichte von einem, der auszog, um Schriftsteller zu werden, als nur eine Erfolgsgeschichte missverstehen und die vielen wundersamen Begegnungen und Begebenheiten auf dem Weg des Thomas A. Herrig als ein Selbstporträt in Etappen oder gar als die Memoiren eines überfliegerhaften Anfangdreißigers.

Doch wer genau liest, wird darin viele andere Dimensionen entdecken: das Drama des begabten Kindes, eine Geschichte des Immer-wieder-Aneckens und Durchs-Raster-Fallens und das verzweifelte Ringen darum, das Richtige zu tun.

Vieles an diesem Werdegang zwischen Uni, Wettbewerb, FAZ und digitalen Medien wirkt unglaublich. Und manches klingt nicht nur verrückt, sondern ist es auch.

Doch dieser Schelmenroman zwischen literarischer Tradition und neuem kreativen Schreiben hat eine noch viel überraschendere Eigenschaft:

Es ist eine wahre Geschichte.

*für alle,
die nur einen einzigen Grund brauchen,
um anzufangen*

Mission Berufung

Prolog

Verfolgungsjagd am Flughafen Wien

Flughafen Wien, 14.32 Uhr, unsere Maschine landet. Ich schaue nach vorn, sehe mich um – und entdecke zufällig jemanden auf 3A, der aussieht – wie er. Er! Auf den ich so lange gewartet habe. Und der erst jetzt, da er seit Monaten kein Prioritätsziel mehr ist, einfach so zehn Reihen vor mir sitzt!? Nach all den Stunden der Überprüfung, Observation? Von 14C aus lässt sich das gar nicht so leicht ausmachen. Gedanken rasen durch meinen Kopf: Wie halte ich ihn fest? Wie spreche ich ihn an? Nach allem, was er verursacht hat. Und was, wenn er es nicht ist? Wir haben uns nie getroffen, immer nur schriftlich miteinander kommuniziert. Und doch hat er mit wenigen Worten meine ganze Welt auf den Kopf gestellt. Und jetzt soll er einfach so vor mir im Flieger sitzen? Mühelos? Und zum Greifen nah?

Er ist es.

Da bin ich mir jetzt ganz sicher.

Und plötzlich fallen mir Worte ein, die so radikal sind, dass ich überzeugt bin, ihn damit erreichen zu können. Etwas aus ihm herauszuholen.

Parkposition erreicht. Die Türen gehen auf. Und natürlich verlässt er sofort das Flugzeug. Sofort. Aber ich kann nicht, zehn Reihen vor mir müssen noch aussteigen. Cool bleiben. Du kriegst ihn. Aber was, wenn nicht? Wenn er einfach durch die Zollkontrolle verschwindet, wenn er keinen Koffer dabei hat – nicht so wie ich. Dann muss ich mich entscheiden, zwischen der Ausrüstung in meinem Gepäck und der Konfrontation mit ihm. Zugegeben, eine Wahl, die mir nach so langer Zeit recht leicht fällt.

Ich dränge mich vor. Dränge immer weiter, darf ihn jetzt nicht verlieren. Und endlich sind die Türen erreicht, die Gangway runter immer ihm nach! Ich renne.

Er ist schon weiter vor mir, aber immer noch in Sichtweite, als wir die große Halle mit den Gepäckbändern erreichen. 25 Meter noch, vielleicht 20. Ich mache mich bereit, auf den Einsatz, darauf, die Mission abzuschließen, die mich schon so lange unabgeschlossen in Schach hält. Nein. Nein! Er wartet nicht auf seinen Koffer – er hat keinen – und biegt direkt ein in Richtung Zoll und Ausgang. Wenn ich ihn da verliere, ist er vielleicht wieder für Jahre weg. Das darf nicht passieren. Wie halte ich ihn auf? Mit dem einen Vorteil, der mir bleibt: Er kennt mich nicht. Also nicht physisch. Wir haben uns nie zuvor getroffen, nicht Auge in Auge miteinander gesprochen. Es muss sein. Also rufe ich durch die Flughafenhalle: „Herr Manesse¹?“

Keine Reaktion.

Warum reagiert er nicht?

Nochmal, noch etwas lauter, und immer noch im schnellen Gehen; irgendwo zwischen Nicht-Auffallen-Dürfen und dem Missionsziel gefangen:

„Magnus MANESSE?“

Wieder keine Reaktion. Aber diese Nicht-Reaktion ist anders, so wissend. Erkennt er meine Stimme? Wie kann das sein? Aber egal, ich renne weiter, sprinte, kein Gedanke, was aus der Ausrüstung wird, auf ihn zu, die große, grün beklebte Tür zum Zoll immer näher kommend. Gleich ist es zu spät und mir fehlen immer noch so viele Meter, die uns trennen. Wenn er durchgeht, durch die Schiebetür, kann ich ihm nicht folgen. Zumindest nicht ohne Weiteres. Also nehme ich alle Kraft zusammen, hechte voran und mache einen letzten Satz auf ihn zu, bis ich direkt hinter ihm bin, seinen Rücken fast berühren kann. Schritte werden schneller.

Ich schreie. So laut, dass es die ganze Flughafenhalle hören kann.

„DOKTOR MATTHÄUS MAGNUS MANESSE“

Er bleibt stehen.

¹ Name geändert

1. Start der Mission

Eigentlich wollte ich diese Geschichte ganz anders beginnen: Mit strahlenden Heldentaten. Damit, dass ich mit 19 Jahren bereits meine erste, auch international in Universitätsbibliotheken geführte Monografie verfasst hatte – über Star Trek und den Feminismus –, mit 20 dann, als Ex-Schüler, ein Standard-Lehrwerk über Darstellendes Spiel und Theater samt didaktischem Begleitband veröffentlicht hatte, mittlerweile über 50.000 mal verkauft; dass ich bis dahin bereits mehrfach gut bei Jugend forscht in Physik und Chemie abgeschnitten hatte, ein 1er-Abitur sowieso in der Tasche – vielleicht könnte man sagen: Dass ich so ein richtig erfolgreicher Streber war.

Aber, wenn ich das schreibe, fehlt eine entscheidende Information: Mit 21 Jahren war ich völlig ausgebrannt. Absolut burnout, dafür aber mit einem verrückten, tollkühnen Plan in meinem Kopf, einer Mission: Schriftsteller werden.

Bloß: Wenn ich nur ein einziges Wort auf das Papier zu bringen versuchte – wehrte sich mein ganzer Körper mit Herzrasen, Fieber und Panik.

Wie um Himmels Willen war ich auf diese Idee gekommen?

Um Himmels Willen

Zu diesem Zeitpunkt, irgendwo über der Erde, im Raum zwischen den Dimensionen: Eine junge Berufung waberte durch das Vakuum. Und nicht irgendeine Berufung, diese hier war für die baldige Zuteilung vorgesehen. Aber, potztausend: Der Moment kam schneller als gedacht.

Ein Wind, ein Wirbel, weißes Licht, der Ober-Berufungswärter tauchte auf, eine Gestalt wie ein wallendes Bettlaken aus Popelin, nur feiner gewebt: „Es ist Zeit“, sagte er, „Zeit, dass Du Dein Ziel kennenlernst. Ein junger Mann soll Schriftsteller werden, außerdem Agent. Menschen helfen. Wir haben gelost und dachten, das wäre mal witzig. Ist ganz bestimmt der Letzte, von dem sie das erwarten. Und absolut unterhaltsam, denn er hat keine Ahnung, dass es eine dreizehnjährige Odyssee werden wird.“ Dann, bevor der Ober-Berufungswärter sich im Weggehen ganz umdrehte, schaute er noch einmal kurz zur zögernden Nachwuchs-Berufung: „Das wird schon! Keine Angst. Hat doch bei Odysseus auch geklappt – also ok, nachdem er zehn Jahre verschollen war, den Gesang der Sirenen überlebt, Zyklopen geblendet und die Zaubererin Kirke besiegt hat, in die Unterwelt hinabgestiegen und wieder lebend rausgekommen ist; Seeungeheuer waren da ja auch noch, ja...“, er hielt inne. „Ach, das wird bestimmt lustig. Sicher lehrreich – Du kannst Dich beweisen.“ „Und wenn nicht?“ , fragte die kleine Berufung jetzt ängstlich. „Na, dann kommst Du zurück und wir versuchen’s nochmal“, grinste der Ober-Berufungswärter schelmisch: „So oder so, wir sehen uns wieder. Und jetzt los!“

Was sollte sie da noch antworten?

Sie beugte sich ihrem Schicksal entgegen und sprang hinab zur Erde.
Erste Station: Oh nein! – Der Westerwald.

Westerwald



Die Zukunft erfährt, wer sie erlebt.

Aischylos

2. Und zweitens als man denkt.

Jedem meiner Freunde hätte ich in meiner Situation geraten: Lass Dir von einem Profi helfen, dann wird das wieder. Bei mir selbst war ich – wahrscheinlich wie wir alle – viel strenger, erwartete eine Lösung aus meinem eigenen Verstand heraus. Und es war kein schlechter Verstand, immerhin gelang es ihm, am laufenden Band Probleme zu diskutieren – am besten gleich eine Trillion neue zu erfinden. Vielleicht Krebs? Vielleicht eine seltene Erkrankung? Eine Chiari-Malformation? Guillain-Barré-Syndrom? Morbus Wilson? Es war sicher nicht die Arbeit, lieber etwas Physisches, etwas, das in einem Lehrbuch vermerkt war. Denn einfach so, davon war ich überzeugt, wurde man ja nicht ‚krank‘ oder unfähig zu arbeiten.

Also ließ ich mich durchchecken, immer wieder, bis meinem Hausarzt das Ganze wohl auch sichtlich auf die Nerven ging.

„Ihnen fehlt nichts! Sie sind physisch absolut gesund! Vielleicht etwas gestresst. Machen Sie’s wie ich, heiraten Sie einfach eine reiche Frau, dann können Sie arbeiten, was Sie wollen!“

Naja, ob das mal ein guter Ratschlag war? Nicht nur als Autor eines Buches über Feminismus stellte ich fest: Das klang nicht richtig für mich.

Aber kaum saß ich wieder zu Hause, vor meinem Bildschirm und versuchte, Texte zu schreiben – ging es einfach nicht. Es ging nicht. Punkt. Und ich hatte keinen Plan, was man gegen diese merkwürdige Erkrankung unternehmen konnte.

Außerdem: War das jetzt nicht die Zeit, kurz nach dem Abschluss, die man nutzte, um herauszufinden, was man im Leben eigentlich tun, in welchem Beruf man arbeiten wollte? „Beruf, das kommt von Berufung“, pflegten meine Eltern immer zu sagen. Bloß: Ich wusste nicht so richtig, wozu ich berufen war, hatte allerhöchstens das Gefühl, dass es etwas mit Schreiben zu tun haben könnte, vielleicht mit Sprache und Kommunikation.

Und schon in der Grundschule schrieb ich ganz fleißig Gedichte.

Das wichtigste ‚Werk‘ aus dieser ersten Reihe vielleicht nicht so bedeutender Meilensteine der Menschheitsliteratur hatte ich kühn und unter dem Eindruck von Mutter Naturs Majestät *Der Baum* getauft. Es beeindruckte bereits mit dem allerersten Vers die Lehrkräfte im Lehrerzimmer der Grundschule – so zumindest wurde es mir später erzählt:

Der Baum

Der Baum, von Urgewalt erschaffen,

Bis dahin sicher nicht schlecht für einen Drittklässler.

Allerdings, hier ließ mich dann schon wieder die literarische Hochleistungsmuse im Stich, verloren die folgenden beiden Verse doch genauso rasch an Kraft:

*Wie Mensch, Tier und die Giraffen,
steht im Wald und ist sehr alt.*

Wenn das der Weg eines angehenden Schriftstellers sein sollte, dann war er ehrlich gesagt noch ziemlich weit.

Herz-Gedicht

Lebe dein Leben bei Sonnenschein,
lass ihn in dein Herz hinein,
und du bist niemals allein!

T.A.H.
(9 Jahre alt)

3. Wieso Agent?

Ich will Ihnen nichts vormachen. Vielleicht ist das hier gar keine reine Agentengeschichte. Vielleicht ist es ebenso die Geschichte eines jungen Mannes, der auszog, Schriftsteller zu sein, ohne zu wissen, dass man das erstmal werden muss.

Aber ganz ehrlich, ‚Literatur‘ – damit lockt man doch heute kaum noch jemanden hinter dem Ofen vor. Geschweige denn aus dem digitalen Raum heraus. Auch mich selbst oft nicht, das gebe ich gerne zu.

Ich habe immer gehasst, wenn Bücher staubig, trocken und lang waren, eigentlich spannende Dinge erst dann verstehbar wurden, wenn man sie monatelang akademisch gedreht, gewendet und entwirrt hatte.

Meiner Meinung nach erfüllt ein guter Schriftsteller, eine gute Schriftstellerin zweierlei: 1. Er oder sie erreicht die Herzen der Menschen durch Glaubwürdigkeit und eröffnet dabei 2. neue Perspektiven, vielleicht eine veränderte Sicht auf die Welt.

Damit ist schon viel gewonnen.

Und aus genau diesem Grund möchte ich allen, die diese Aufzeichnung lesen, meine Geschichte erzählen und von einer für mich noch immer unfassbaren Reise berichten.

Einer Reise, auf der ich mich sehr oft gefühlt habe, wie ein Geheimagent im Auftrag der Literatur.

Denn egal, ob in Städten wie Frankfurt, Tübingen, Wien, Hamburg, Berlin, New York oder Gotha, ob als Fachbuchautor mit internationaler Bibliothekspräsenz, Schulbuchautor mit 20, bei einem Musiklabel, der berühmten Werbeagentur Jung von Matt, im ehrwürdigsten deutschen Zeitungsfeuilleton der F.A.Z., bei einem Besuch im Schloss Bellevue, einer Begegnung mit Doris Dörrie oder Bruno Ganz, auf einer Porsche-Rückbank mit Martin Walser, in einem Journalismus-Studium oder einer Digitalausbildung, im Auftrag der Bayreuther Festspiele oder für die Berliner Philharmoniker – die Liste ist so viel länger – nirgendwo habe ich nur das gemacht, was ich sollte, immer zwischen Gefahr und Notwendigkeit, entdeckt zu werden.

Ich beginne dieses Buch also mit einem Geständnis:

In den letzten 13 Jahren habe ich – egal, wo ich war und für wen ich gearbeitet habe – immer parallel dazu einer geheimen Mission gedient, zu der ich mich berufen fühle: Ich werde Schriftsteller.

Fragt sich nur wie?

Vorwort für mein Leben

ich habe eine heimat
ein zuhause
wo ich ruhe finde
geborgenheit
gelassenheit
vertrauen

und dann gibt es da noch eine heimat
wo ich immer rastlos bin
mit der ich kämpfe
wachse
und von der ich lerne

sie ist überall in mir
nirgends ganz konkret
zum greifen viel zu nah
und trotzdem will ich sie

diese heimat teile ich
mit allen
und manchmal heißt sie:
schreiben

4. Kann man das eigentlich lernen?

Es gab kein Telefonbuch für Autoren, keinen Eintrag im Internet und keine Werbeanzeige, der man einfach folgen konnte, um das wirkliche Schriftsteller-Sein, das Autorenleben zu ‚erlernen‘ – zumindest empfand ich es so, mit größtem Respekt vor dieser Berufung.

Natürlich gab es hunderte, wenn nicht tausende Ratgeber, Bücher, die Schreiben ‚erklärten‘, aber immer, wenn ich in sie hineinlas, fragte ich mich:

Wenn es nur das spezifische Aneinanderreihen von irgendwelchen Worten war, nach Regeln, die man auswendiglernen konnte, warum gab es dann nicht jedes Jahr tausende literarische Bestseller? Und große Erfolge in der Musik basierten ja auch häufig nur auf den berühmten drei Akkorden. Sollte es also so einfach sein?

Zumindest, wenn man Mark Twain glaubte: „Schreiben ist leicht. Man muss nur die falschen Wörter streichen.“

Also bloß lernen, was man weglässt und fertig?

Doch was war mit dem Inhalt? Und dem Stil? Der Art, wie Sätze bei jedem, jeder anders flossen, oder nicht. Ob sie kurz waren, abgehackt, hier ein Komma folgte – keins? Und warum?

Journalisten schrieben anders als Politiker ihre Reden hielten; Lyriker machten die Sprache selbst zum Gegenstand; Romanautoren mussten sie in den Kontext einer Geschichte setzen – im Film wurde die geschriebene Sprache zum Teil eines größeren Ganzen, als gesprochener Text auf der Leinwand. Und zwischen einem Liebesbrief und einer Todesanzeige lagen oftmals Welten, manchmal Leben.

„Schreiben ist Denken“ war die erste Lektion, die ich später als Werbetexter von meinem Chef, einem der besten Texter des Landes, lernte.

Es ging also nicht nur darum zu sagen: Hier kommt ein toller Satz! Und jetzt direkt noch einer!

Das verfiel überhaupt nicht, bei niemandem.

Für mich ging es darum, einen Punkt zu machen – oder absichtlich keinen. Zu schreiben: „Nennt mich Ismael.“ Und damit eine komplette Welt zu eröffnen. So, wie Herman Melville es mit diesem berühmten ersten Satz in *Moby-Dick* getan hatte. Wer war dieser Ismael? Warum sollten wir ihn so nennen? War er neu in der Gegend? Und welche Gegend war das überhaupt? Auf einem Schiff? Einer Barkasse? Klang Ismael nicht tatsächlich nach Meer? Und stand er vor einer Gruppe? Auf einem glänzend polierten Deck, die Sonne strahlte vom Himmel und das dunkelgraue Wasser schmeckte nach Salz und Tang?

Schreiben, da war ich mir sicher, war die Welt für mich. Und diese ganze Welt manchmal in nur einem Satz.

„Das ist der Grund, warum man vielleicht als Teenager schon ein Rockstar sein kann, aber kein Schriftsteller. Schriftsteller kann man frühestens ab den Zwanzigern werden. Erstmal muss man das Leben studieren!“ So oder so ähnlich hatte ich mal einen berühmten Autor in einer Talkshow reden hören.

Und obwohl ich da meine Zweifel hatte – immerhin war Georg Büchner mit 23 Jahren schon tot gewesen und trotzdem ein Superstar der deutschsprachigen Literatur; es schien mir aber zumindest ein Startpunkt zu sein – und ein Weg: Der Austausch mit anderen würde mir sicher weiterhelfen, deshalb war meine erste Anlaufstelle, um Autor zu werden – andere Autoren, Autorinnen, erfolgreich Schreibende zu treffen. (Der Mann, den ich in Wien am Flughafen kurz verfolgte, war übrigens auch ein berühmter Schriftsteller, doch dazu später mehr.)

Aber wie gelang mir das am besten?

Man sollte meinen, indem ich zu Lesungen ging. Oder bei ihnen persönlich studierte. Vielleicht sogar erst einmal ihre Bücher las, ihre Biografien zu verstehen versuchte.

Doch ich? Tat nichts davon.

Stattdessen begann ich meine Suche auf die bürokratischst-mögliche Art, die je einem Menschen hätte einfallen können:

Ich beantragte die Mitgliedschaft in einem Berufsverband – mitsamt Rechtsschutzversicherung.

Aber,
wie sonst hätte ich Bruno Ganz kennenlernen können?
Oder Doris Dörrie?

Erfolgreich werden – auf der Herrentoilette?

Literarische Anekdote über die Begegnung mit Doris Dörrie

Bin eingeladen zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille. Der wichtigste Literaturpreis in Rheinland-Pfalz? Nie gehört. Aber mein erster roter Teppich.

Und als ich zum ersten Mal diese Einladung bekomme – endlich Mitglied im Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller mitsamt Rechtsschutzversicherung –, ist das echt ein Ding.

Da flattert mir also ein mittelgroßer Briefumschlag ins Haus, Absender: Der Ministerpräsident.

Ich mache auf und entnehme eine geschmackvoll gestaltete Karte, die mittig erklärt, man lade mich – mich!? – herzlich zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille an Doris Dörrie ein, ins Staatstheater nach Mainz. Ort, Zeit und Datum folgen unten. Dann steht da: Kurt Beck, Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz. Und um Antwort wird gebeten bis...

Krass. Ich lese so halb dämmernd weiter, über diesen höchsten rheinland-pfälzischen Literaturpreis, sehe mich in meinem Kopf aber schon selbst die Auszeichnung erhalten – oder den Nachwuchspreis? – und stimme übungsweise zur Dankesrede an.

Auf der großen Bühne des Mainzer Staatstheaters.

Man überreicht mir den Preis.

Dann: Meine Rede. Maßgeschneidert aus dem Stehgreif.

Also: *Meine Damen und Herren! Liebe Anwesende!*

Danke für die Auszeichnung. Die nehme ich nur an, weil sie endlich einmal einen völlig unbekanntem jungen Menschen auszeichnen. Einen Nachwuchsschriftsteller mit Schmackes. Und deshalb jetzt mal Tacheles. Wir müssen uns wieder mehr einmischen. Unbequeme Meinungen vertreten.

Sagen: Schleicht euch alle! Das aber in freundlich.

Und tut mal was für die Jugend.

Denn eins ist klar: Wir sollen immer nett sein, brav unser Abi machen, das Bachelor-Studium, den Master, am besten noch einen Doktor – gerne mit Eins, summa cum laude, und dann schnell heiraten, Kinder bekommen, Haus bauen, fleißig alles wegarbeiten, was kommt, Geld verdienen. Fertig.

Das Problem mit eurem Plan ist:

Wir sind nicht blöd.

Und nicht blind.

Wofür arbeiten? Nur, um mehr Sachen – Zeug – zu kaufen?

Wofür studieren? Nur, um ein Blatt Papier an die Wand zu hängen?

Wofür –

Und hier wird meine Rede wirklich heftig.

Als meine Mutter mich unsanft von der Bühne in unsere Küche zerrt.

Doris Dörrie!

Die hat doch diesen Film gemacht, wo Till Schweiger nackt war.

Männer, antworte ich irritiert und bin baff, wie schnell sie mir meinen Preis weggenommen hat.

Meinen Preis!

Aber egal.

Und kurze Zeit später ist der Termin schon da.

In echt also.

Der große Abend in Mainz.

Und tatsächlich bin ich direkt ziemlich beeindruckt von Doris Dörrie!

Eine absolute Selfmade-Frau. Mit einem tollen Gespür für Geschichten. Und überzeugendem Stil.

Als Teil ihrer Rede erzählt sie, wie sie eines ihrer ersten Drehbücher an den Mann gebracht hat – bringen musste.

Denn als junge Frau hatte sie ein Ziel: Drehbuchautorin werden. Einen Film machen.

Doch wie verkauft man so ein Drehbuch?

Wenn einen niemand kennt?

Am besten, indem man es einem renommierten Fernsehspielchef persönlich zukommen lässt.

Nur wie erwischt man den? Ihn wollen ja alle.

Und deshalb wird er: gut abgeschirmt.

Doch selbst ist die Frau.

Frau Dörrie zumindest.

Und verschafft sich als scheinbare Postbotin mit Paket – es sei für den hohen Herren X bestimmt – Zugang zum Gebäude.

Und wartet: vor der Herrentoilette.

Ihre Idee ist einfach und genial:

Alle müssen mal.

Sogar Herr X.

Und der kommt irgendwann tatsächlich, trifft auf die wartende Frau Dörrie – und die überzeugt ihn prompt persönlich von ihrem Drehbuch.

Es wurde zum Film: *Männer*.

Ende gut, alles gut?

Als meine Mutter mich – schüchtern, vor allem im realen Leben – zu ihr hin schiebt, nach der Rede und dem Festakt, ist das jedenfalls ihr Eröffnungssatz für ein Gespräch mit der Preisträgerin. Und um ihren Sohn, nach gleichem Muster, an die Frau zu bringen:

Frau Dörrie, wie kann ein junger Mann heute noch Schriftsteller werden? Soll er sich auch vor die Herrentoilette stellen?

Sie lacht.

Wenn es doch nur so einfach wäre!

5. Die Begegnung mit Bruno Ganz

Wenn ich zu diesem Zeitpunkt ein Agent war, dann allerhöchstens einer in Ausbildung. Anders ließ sich nicht erklären, warum ich, als einige Monate nach der Begegnung mit Doris Dörrie die nächste Einladung zu diesem besonderen rheinland-pfälzischen Literaturpreis in meinen Briefkasten flatterte – ausgerechnet meine Eltern mitnahm.

Wie das eben alle ernstzunehmenden Geheimdienstleute so machten: Sie brachten erstmal ihre Familie mit? Ihren Onkel? Die Tante? Den Hund?

Aber es gab keine Wahl, denn ausgezeichnet wurde dieses Mal schon wieder nicht irgendwer, sondern gleich ein ganz besonderer Künstler ersten Ranges:

Bruno Ganz.

Träger des Iffland-Ringes für den jeweils bedeutendsten und würdigsten Bühnenkuschaffenden des deutschsprachigen Theaters, international als Schauspieler renommiert, der ‚nebenbei‘ im Kino brilliert hatte, sowohl an der Seite von Oscar-Preisträgern wie Denzel Washington oder Kate Winslet als auch im beeindruckendsten Geschichtsfilm *Der Untergang* über die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges.

„Bruno Ganz! Da kommen wir doch mit!“

Hatten meine Eltern sogleich lautstark erklärt.

Und mir? blieb ja wohl keine Wahl, hatte ich zu diesem Zeitpunkt doch weder eine Freundin – Dateten Frauen überhaupt Schulbuchautoren? – noch eine plausible Erklärung dafür, warum ich diese beiden Menschen hier in unserer Küche, die mir vor allem auch dann halfen, wenn es mal nicht so lief wie geplant – und das tat es oft – warum ich die beiden also nicht hätte mitnehmen können.

Oder sollen.

Abgesehen davon, dass wir Bruno Ganz dann als Familie entgegentreten mussten.

„Aber wenn ich ihn treffe, hältst Du dich zurück, ja!“

Hatte ich noch vorwarnend in Richtung meiner Mutter getönt.

So, als ob ich der große Gatsby höchstselbst wäre, der immer rauschende Partys schmiss, weltgewandt, im Smoking, sich so lässig wie rauchend neben Bruno Ganz stellte und ihn nonchalant begrüßte, als ob wir die besten Freunde wären: „Bruno! Nice to have you here. Wie geht’s Dir? Hast Du was von Denzel gehört? Und was macht das Business? Irgendwelche guten Rollen in letzter Zeit?“

Die Realität war eine andere.

Und so stand ich, gemeinsam mit meinen Eltern, wenig später wieder im Staatstheater in Mainz, genau an der Stelle, wo meine Mutter im Jahr zuvor Doris Dörrie angesprochen hatte – immer wie eine Löwin für ihren viel zu

schüchternen, mit Topfhaarschnitt bewehrten Sohn kämpfend – und erspähte Bruno Ganz auf der anderen Seite.

„Da ist er!“

Rief jetzt auch mein Vater begeistert über das Wiedererkennen des Mannes, der gerade noch auf der großen Bühne mit jener Medaille ausgezeichnet worden war, die den Namen des wunderbaren rheinland-pfälzischen Schriftstellers Carl Zuckmayer trug, Autor von *Der Hauptmann von Köpenick* und *Des Teufels General* und in dessen Namen Bruno Ganz für „Verdienste um die deutsche Sprache“ und um das künstlerische Wort ausgezeichnet worden war, so, wie es die Regularien vorsahen.

Bruno Ganz! Wow!

Aber hier und jetzt, im echten Leben, war ich eben nicht der Agent, den ich aus Filmen und Romanen kannte – für tatsächliche Geheimdienste hatte ich zu diesem Zeitpunkt ebenso noch nicht gearbeitet – noch!? – und deshalb winkte ich hektisch ab, spürend, was meine Eltern vorhatten.

„Da können wir ja jetzt nicht hingehen; ich meine, wir stören ihn ja nur.“

„Unsinn“, korrigierte mich meine Mutter barsch. „Wir gratulieren ihm zum Preis.“

Dann setzte sie nach:

„Und wenn dein Plan immer noch ist, Schriftsteller zu werden –“

Ich dachte daran, dass ich seit Monaten keine drei Worte auf das Papier hatte bringen können, immer mit dem Monster des Schreibens kämpfte, kaum, dass ich angefangen hatte, von so mörderischem Herzrasen und Panik erfasst wurde, dass ich schweißstriefend wie frisch gebadet gezwungen war, schnellstmöglich wieder aufzuhören – und doch nichts anderes zu wollen glaubte als: Schriftsteller zu sein.

„Vielleicht hat er ja einen Rat für Dich?“

Sie zog mich am Ärmel – WARUM!? – mein Gott, war das peinlich! – und schleifte mich einmal quer durch die Menschenmenge, den gesamten Raum, direkt vor Bruno Ganz, der in diesem Moment plötzlich nachdenklich und alleine am Rand einer Gruppe stand.

Und noch ehe ich mir überlegt hatte, was ich vielleicht hätte sagen können – WIE diesen berühmten Mann nicht durch Small-Talk-Banalitäten langweilen? – hatte sich meine Mutter schon zwei Gläser Wein von einem der Tablettis, die durch den Raum getragen wurden, geschnappt.

„Herr Ganz! Herzlichen Glückwunsch! Wir wollten Ihnen unbedingt zu Ihrer Auszeichnung gratulieren.“

Ein sichtlich überraschter Preisträger fokussierte die engagierte Mutter vor ihm, mitsamt des auszubildenden Geheimagentenverschnitts eines Sohnes an ihrer Seite neugierig-irritiert.

Sie reichte ihm sogleich eines der beiden Gläser.

„Trinken Sie auf den Erfolg! Stoßen Sie mit mir an.“

Er wirkte etwas überrascht.

„Also!“, setzte meine Mutter reichlich handfest nach.

„Trinken Sie, Herr Ganz! Trinken Sie mit mir auf IHREN Erfolg!“

Passenderweise hatte sie mir – dem Kind in dieser Unterhaltung, obwohl so volljährig wie wahlberechtigt – nichts zu trinken angeboten, was aber nicht weiter schlimm war, da ich erstens natürlich nichts trank und es zweitens wohl noch weniger in das merkwürdige Bild dieses Nicht-Gesprächs gepasst hätte, hätte ich gefragt: „Gibt es auch etwas Alkoholfreies? Einen Pfefferminztee vielleicht?“

Jedenfalls stand ein sichtlich überraschter Bruno Ganz immer noch wie das Kaninchen vor der Schlange, Auge in Auge mit meiner Mutter und winkte irgendwann – einen quälend langen Moment des Schweigens und Verharrens später – dankend ab.

„Ich trinke nicht. Vielen Dank“.

„Ach kommen Sie schon, Herr Ganz, geben Sie sich einen Ruck“, insistierte meine Mutter aber weiter.

Sie ließ nicht locker.

„Jetzt trinken Sie schon etwas mit mir!“

Was will die lustige Frau bloß!? – Hätte ich wohl an dieser Stelle gesagt, doch Bruno Ganz war der freundlichste Mensch auf der Welt und wiederholte einfach seinen Satz, ergänzte ihn aber plötzlich um ein einziges Wort, die Macht der Sprache, die Multidimensionalität der Bedeutung – sodass ich gleich umso mehr beeindruckt war und verstand, warum er – und ausnahmsweise nicht ich! – diesen Preis völlig zu Recht erhalten hatte.

„Ich trinke nicht – mehr. Vielen Dank!“

Punkt.

Das war also die Macht der Sprache. Einer Formulierung. Eines ganzen Kosmos der Lebens- und vielleicht Leidensgeschichte eines Mannes, der hier und jetzt im Moment des Augenblicks erschaffen worden war, bloß durch ein einziges Wort.

Ein Wort der Ehrlichkeit.

Einer Geschichte, vielleicht von Abhängigkeit? Von Ängsten? Problemen? Von alledem, was den Menschen menschlich machte, was zu überwinden sich in der Praxis so ungleich viel schwerer gestaltete, als in den Worten.

Und doch Hoffnung gab.

Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.

So hieß es zumindest in Goethes Faust.

Den auch Bruno Ganz des Öfteren gespielt hatte.

Und der mich aus meinen Gedanken riss.

Denn er stand immer noch vor mir.

Weiterhin Auge in Auge mit meiner Mutter.

Die nun gekonnt das Thema wechselte.

„Jedenfalls, Herr Ganz, mein Sohn will Schriftsteller werden.“

Jetzt funkelten seine Augen.

„Er schreibt Science-Fiction, Kurzgeschichten“ – sie drehte sich etwas mehr zu mir: „Sag mal, was Du schreibst!“

„Ich, ähm, ja, also –“

Nie in meinem Leben hatte ich mehr gestammelt – und mich geschämt.

Aber Bruno Ganz? – Machte es überhaupt nichts aus. Im Gegenteil. Er war freundlich, milde, interessiert im Angesicht dieses Anfängers als Autor, mir, dem es irgendwann dann doch gelang, davon zu berichten, dass ich gerade in diesen Verband der Schriftstellerinnen und Schriftsteller aufgenommen worden war, kürzlich eine Geschichte geschrieben hatte, in der eine alternde Milchstraße die Lust an ihrer Drehung verlor, in Rente ging und damit ihren unweigerlichen Untergang beschloss. – Und dann gebe es da noch eine Geschichte von einem von Albtraumkreaturen – einer Art Käfern – verfolgten Mann, in nicht allzuferner Zukunft, der...

Ich erzählte alles.

Alles Mögliche, was mir in den Sinn kam, Geschichten, die mir nicht gelangen, die ich nicht geschafft hatte, fertig zu stellen, die mich aber immer noch umtrieben.

Und Bruno Ganz – hörte zu.

Als ich endlich fertig geredet, man möchte fast sagen, geplappert hatte, schaute er mir in die Augen, lächelte und sagte: „Schriftsteller? Gut. Gut!“

Ich stockte. War unsicher. Und stand immer noch da.

Ein Moment wie Zeitlupe. Dann kamen die Worte aus seinem Mund, die ich nie mehr vergessen würde und die fortan eine Mission begründeten, die mich nicht mehr losließ:

„Schreiben Sie weiter.“

Schreiben. Sie. Weiter.

Wenn Bruno Ganz das sagte!

Aber brauchte es dann vielleicht einen neuen Anfang?

Neuanfang

ist quelle
beginn
frage ich
nach dem
ursprung
suchend
und finde
das ende
eines anfangs

Frankfurt am Main



Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht.

afrikanisches Sprichwort

6. Mit Daniel Kehlmann in Frankfurt am Main

Irgendwie war ich mit meinem Schreiben immer unzufrieden. Es las sich alles wie Texte, die es schon gab. Aber ich wollte doch etwas Neues, eine – zugegebenermaßen ganz bescheidene – Weiterentwicklung der Gegenwartsliteratur.

Umso erfreuter war ich schließlich, als ich entdeckte, dass Daniel Kehlmann in Frankfurt am Main – praktisch vor meiner Haustür – eine Poetik-Dozentur an der Universität übernommen hatte. Daniel Kehlmann! Über den hatte ich im Deutschleistungskurs bereits Arbeiten schreiben müssen – dürfen!? –, Schulbücher führten seine *Vermessung der Welt* als Inbegriff von Gegenwartsliteratur an. Und bei dem konnte man jetzt Poetik, die Lehre vom Literarischen, studieren!?

Also saß ich bald darauf in einem Frankfurter Hörsaal und lauschte Kehlmanns Worten über die Suche nach Illyrien – dem magischen, utopischen Ort – und seiner ausführlichen Beschreibung einer Novelle namens *Die schwarze Spinne* von Jeremias Gotthelf.

„Boah, der ist so schlau, ich versteh’ den gar nicht“, ächzte eine Studentin neben mir.

Und ich?

War einerseits beeindruckt von so viel Wissen, literarischer Reflexion und Theorie, andererseits aber auch ein wenig enttäuscht, da Kehlmann vor allem das tat, was man anscheinend von ihm erwartete: Über Literatur sprechen, lehren, wie ein etablierter Professor und vielleicht weniger wie der revolutionäre Text-Punk, als den ich ihn nach der Lektüre seines erfrischenden, experimentellen Buches *Ruhm* – ein Roman in neun Geschichten – eingeordnet hatte.

Warum haute er nicht auf den Tisch, das Pult, und riss die ganze Textwelt so brillant in Stücke, wie ich es von einem Autor seines Formats erwartet hätte – mir wünschte!?

Ich jedenfalls wollte etwas bewegen, mit meinen Worten, einen anderen, frischeren Zugang schaffen, Menschen zeitgemäß neu erreichen und gewinnen.

Als ich schließlich die Chance bekam, ein signiertes Buch des berühmten Autors gleich im Hörsaal zu erwerben, stellte ich mich erst in die Schlange, hielt kurz inne – und verließ dann doch enttäuscht den Saal.

Und das nicht wegen Kehlmann. Sondern eher wegen meines Gefühls, der Überzeugung, dass Literatur mehr sein musste als Theorie und Nachdenken, vor allem auch Überzeugung brauchte, Kraft, pure Energie – am besten: praxisgeladene Power!

Ein modernes Leben brauchte moderne Literatur, das spürte ich jetzt. Und schrieb so sauer wie dankbar:

Zeitgemäßes Schreiben

Zeitgemäßes Schreiben

Frisch
soll das Schreiben sein.

Es muss sich immer
und immer
wieder neu erfinden.

Die Künstler sagen: Es soll
bahnbrechend neu und zeitgemäß sein.

Die Verlage sagen: Es soll bahnbrechend neu
und zeitgemäß und wiedererkennbar und
altbewährt sein.

Die Leser sagen: Es soll bahnbrechend neu
und zeitgemäß und wiedererkennbar und
altbewährt und spannend und kurz sein.

Aber nicht anspruchsvoll.
Das wäre zu anstrengend.

Und der Autor sagt: „Aber es ist doch
alles schon einmal da gewesen.
Ich will nur eine Geschichte erzählen
– eine, die mich und die Menschen bewegt.“

Aber es bleibt keine Wahl und er
beginnt gezwungen kreativ zu werden
und zuerst werden Satzzeichen ausgelassen

dann bricht er
MIT
- dEr -
fORM

lässt bchstben
schlSSlich Gnz flen
öde\$ r vrFR8mdöt s 1 e

KKEEIINNEE RREECCHHTSSCHHRREEIIBBUUNGG
mmeehrr

däfür: KON

—> krä9te

p0Ä SIEE

√Nd om

sch9Lss msSEn

DÄE

wört3 drun gl§abe -n

dar K][nsTlr sÄüf/Zt:

F_ l S_h

____ _a S ____ R__ b__ S____.

7. Erotische Barockgedichte

Was tat also ein seriöser Schriftsteller, wenn er mit der Literatur haderte und nicht einmal vom vielleicht berühmtesten Gegenwartsliteraten des Landes irgendeinen Hinweis bekam, wie man es anders machen konnte? Richtig: Er resignierte. Vielleicht besser: kapitulierte.

Immerhin, so wichtig erschien mir das mit dem Schreiben jetzt auch wieder nicht; Berufe wie Arzt oder Ingenieur, vielleicht Chemiker wirkten allesamt auf mich doch relevanter, als Schriftsteller zu sein. Zu werden?

Und da ich keine Wohnung in Frankfurt am Main fand, wo ich wegen Kehlmann immer noch studierte, und wo man wohl schon seit Jahrhunderten keinen bezahlbaren Wohnraum mehr gefunden hatte, pendelte ich fortan zu den Vorlesungen zwei gute Stunden lang mit dem Zug hin und wieder zurück.

Genug Zeit, um zu lesen.

Das Erste, was mir in die Hände fiel, war Georg Büchners *Leonce und Lena*. Und, was sollte ich sagen? Den *Woyzeck* hatte ich schon in der Schule gemocht, aber das hier – war echt mutig. Das Ding – der Text – begann wie üblich mit der Aufstellung der Figuren, die beiden zuerst genannten Königreiche *Pipi* und *Popo* gaben mir aber direkt Hoffnung, dass die Lektüre nicht allzu trocken werden würde. Büchner hatte mich noch nie enttäuscht. Und ganz nebenbei Mut gemacht, zu lachen. Zu unterhalten. Auch mal ein Auge zuzudrücken vor dem Ernst des Lebens.

Oder in Worten aus seinem *Woyzeck*, die meinen State of Mind besser zusammenfassten als alle anderen:

„*Wer will was? Wer kein besoffen' Herrgott ist, der laß sich von mir: Ich will ihm die Nas' ins Arschloch prügeln.*“

Also metaphorisch gesprochen. Denn abseits solcher Frankfurter Straßengewalt-Fantasien eines hessischen Autors war und blieb ich ja der milchzahnige Bravling, für den selbst das Aussprechen dieser Worte schon eine große Mutprobe darstellte und der sogleich – spätestens im nächsten Satz – immer klarstellte, dass er das zwar von Büchner ziemlich mutig fand, selbst aber niemals derlei derbe Gewaltäußerungen formulieren würde. Und wozu auch? Wenn man weder die Statur noch die Kampferfahrung hatte, sie einzulösen?

In der Zwischenzeit konnte ich – neben meiner Tätigkeit als Student – für ein Musiklabel arbeiten. Die beeindruckende Chefin dort hatte ich spontan bei einem Termin kennengelernt: Ein großer Konferenzraum mit orangefarbenem Tisch, Wände voller goldener Schallplatten, jeweils über eine Viertelmillion verkaufte Exemplare.

Ich saß ziemlich schüchtern vor ihr, sie spielte gerade eine neue Hörbuch-Produktion an, stoppte, sah zu mir und bat mich prompt, etwas zur soeben

gehörten Stimme des Sprechers zu sagen. – Ich zuckte kurz und antwortete recht unüberlegt: „Also ich find’ die nicht so gut. Die hohe Stimmlage passt einfach nicht zum Inhalt.“

Sie hielt inne, musterte mich streng – sicher würde ich diese Firma nie wieder betreten – und lachte schließlich los. Sie lachte?! – Und antwortete mit einem Lächeln sinngemäß: DAS habe sie ihren Mitarbeitern auch gesagt!

Von da an jobbte ich also für das Musiklabel, durfte – sicher, weil in dritter Generation aus einer Musikerfamilie stammend und mit Musik aufgewachsen – Jazz- und Klassik-Alben zusammenstellen, mich mit Texten für Hörbuch-Produktionen beschäftigen und immer neue Projektideen anbringen.

Die aberwitzigste davon?

Stammte aus dem Studium, der Beschäftigung mit alter Literatur.

Denn in Frankfurt war mir in einer Universitätsbuchhandlung ein Band mit „erotischer Barocklyrik“ in die Hand gefallen, ein hochseriöses Werk natürlich, das unterschiedliche lyrische Texte von Paul Fleming, Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Heinrich Mühlport und anderen vereinte.

Und das ich auf einer meiner Zugfahrten neugierig verschlang, weil man mir in der Firma davon erzählt hatte, dass literarische Texte mit erotischen Komponenten gerade sehr gefragt und erfolgreich waren.

Warum sich also nicht einmal mit Autoren beschäftigen, die schon dreihundertfünfzig, vierhundert Jahre tot waren – aber immer noch erfolgreich?

Paul Fleming zum Beispiel, 1609 geboren und schon 1640 wieder gestorben, galt als einer der bedeutendsten Lyriker der deutschen Barockliteratur – und war dabei nicht schlüpfrißig, sondern kreativ. Gab etwa in seinem Gedicht *Wie er wolle geküsst seyn* eine sicher recht nützliche Anleitung für ideales Küssen, die ich – wenn ich schon nicht selbst ähnliches zu Stande brachte – wenigstens den Menschen wieder zugänglich machen wollte, quasi für die Praxis:

Paul Fleming

Wie er wolle geküsst seyn

*Nirgends hin / als auff den Mund /
da sinckts in deß Hertzens Grund.*

*Nicht zu frey / nicht zu gezwungen /
nicht mit gar zu fauler Zungen.*

*Nicht zu wenig / nicht zu viel!
Beydes wird sonst Kinder-spiel.*

*Nicht zu laut / und nicht zu leise /
Beyder Maß’ ist rechte Weise.*

*Nicht zu nahe / nicht zu weit.
Diß macht Kummer / jenes Leid.
Nicht zu trucken / nicht zu feuchte /
wie Adonis Venus reichte.*

*Nicht zu harte / nicht zu weich.
Bald zugleich / bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam / nicht zu schnelle.
Nicht ohn Unterscheid der Stelle.*

*Halb gebissen / halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn Unterscheid der Zeiten.
Mehr alleine denn bei Leuten.*

*Küsse nun ein Jedermann /
wie er weiß / will / soll und kan.
Ich nur und die Liebste wissen /
wie wir uns recht sollen küssen.*

Das würde also eines meiner ersten Projekte hier werden! Eine Audio-Produktion voller Barock-Erotik. Mein Pendant zu einer Sex, Drugs & Rock'n'Roll-Phase?

Was jedenfalls den Vorteil hatte, dass ich erstens nicht selbst schreiben musste, was mir ja aus unerfindlichen Gründen unsagbar schwer fiel und ich zweitens: Mit Literatur Geld verdienen konnte. Zumindest so lange, bis mir – eines Tages? – ein eigenes, erfolgreiches Dichten gelang.

Bloß, dass ich bald darauf auch in Tonstudios saß, mit der Produktion von Italo-Disco-Werken betraut, später einen eigenen Beitrag für den deutschen Vorentscheid zum Eurovision Song Contest einreichend, Tanz-Produktionen um Streicherbewegungen von Richard Wagner ergänzte – das hätte ich mir nicht besser ausdenken können.

Ich wollte doch Schriftsteller werden!?

Aber stattdessen jetzt in der Musikproduktion arbeiten?

Das ergab überhaupt keinen Sinn.

Oder doch?

Schließlich fiel mir ein Hörbuch von Paulo Coelho in die Hände.

Paulo Coelho.

DER Paulo Coelho?

Weltbestsellerautor.

Einer der erfolgreichsten, einflussreichsten Autoren der Gegenwart.

Und Musiker. Musikschafter?

Zumindest, bis er ein kleines Buch schrieb, das in erster Auflage nach nur 900 verkauften Exemplaren nicht weiter gedruckt wurde – der Verlag trennte sich sogar von seinem Autor – es am Ende jedoch ins Guinness-Buch der Rekorde schaffte, mehrere hundert Millionen Menschen in 80 Sprachen und über 170 Ländern erreichte:

Der Alchimist

Ein Weltbestseller, der auch mein Leben nachhaltig verändern würde – wie kaum ein Buch jemals zuvor. Und mich später noch vor einem schlimmen Fehler bewahrte.

Was ich aber alles – im Hier und Jetzt –, neugierig vertieft in Gedichte wie *An Melinden*, *Der jungen Tochter einfältige Fragen an die Mutter* oder *Die Wollust* natürlich noch nicht wusste.

Und mich in der folgenden Zeit so begeistert wie neugierig in das Abenteuer Musik stürzte.

Irgendwo musste man ja mal anfangen.

Dämlicher Fr33D

während eines tiefen, traumlosen Schlummers

„Und was soll ich jetzt machen?“

Sie war alleine, ausgesetzt, mit einem ominösen Ziel als Auftrag und überhaupt keinem Plan, wie sie, ihr Schützling, das überhaupt alles erreichen sollte.

Die kleine Berufung war empört.

Alleine dieses Wort, ihr Auftrag – „Berufung!“

Auf dieser Welt verrückterweise ebenso die Anfechtung eines Urteils. Einer gesetzlichen Unumstößlichkeit. Der erfolglose Versuch, Dinge nicht so zu akzeptieren, wie sie nun einmal zu sein hatten.

„Und jetzt? Soll ich diesem Möchtegern-Schreiberling auch noch helfen?“

„Warum? Weil er Schriftsteller sein will?“

Was hatte sie davon? Und wofür mochte das überhaupt gut sein – dieses Schreiben?

Es rettete niemanden vor einer ansteckenden Krankheit. Oder aus einem brennenden Haus. Erschuf weder Atemluft noch dringend benötigte Ressourcen – war der armselige Versuch, andere durch Worte um eine neue Perspektive – zu ergänzen? Zu überzeugen? Wovon?

Und wer würde sich ausgerechnet von ihm überzeugen lassen?

Ihm.

Nicht einmal sie.

Die kleine Berufung schüttelte den Kopf.

Was verband sie auch?

Schicksal?

Eher nicht.

Höchstens Ehrgeiz.

Ihr Ehrgeiz, es allen zu zeigen; zu zeigen, dass sie nicht so eine war, die aufgab, so schwach, so jung, das Gegenteil von Cousin Fr33D.

Dämlicher Fr33D.

„Fr33Ds Arbeit hat drei Zivilisationen Wohlstand gebracht, seine Schützlinge sind die einflussreichsten von allen! – Fr33D ist gutaussehend – und talentiert. Nimm Dir ruhig ein Beispiel an ihm!“, wie ihre Tante nie müde wurde zu betonen.

Und dann kamen die Worte, die sie hasste. Weil sie sie auswendig konnte.

Und mit jeder Wiederholung mehr verachtete:

„Kleines – mach's wie Fr33D. Denn Fr33D ist schlau!“

Dämlicher Fr33D.

Dieser aufgeblasene Verschnitt eines –
So konnte es jedenfalls nicht weitergehen.

Sie beschloss, würde sie das nächste Mal, sicher noch „Jah-RE“ entfernt, wie man hier, auf dieser trostlosen Kugel sagte – würde sie also das nächste Mal zurück sein, bei den anderen und dann Fr3... – sie wollte den Namen nicht aussprechen – gegenüberstehen – sie WÜRDE etwas zu erzählen haben.

Von einem vielversprechenden Anfang berichten.
Dem außergewöhnlichsten Schützling aller Zeiten.
Ihrem ersten Auftrag.
Dem größten Erfolg überhaupt.
Und so viel besser sein als –
Sie hielt inne.

Nur, dass sie eigentlich überhaupt keine Ahnung hatte, wie sie ihm helfen konnte. Nicht den leisesten Hauch.

Was konnte dieses blasse Kind schon erreichen?
Und dann auch noch mit Schreiben!?

Still jetzt. Er wachte auf.